



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heute vor fünfzig Jahren : Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug
von 1814 : 3. Meine zweite Gefangennahme.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch einmal die achtungsvolle Anerkennung vor einem Personal aussprechen, welches um eines schönen Ziels willen so außergewöhnlichen Anstrengungen sich mit Eifer unterzogen und durch tüchtiges Zusammenwirken einen so erfreulichen Gesamterfolg erzielt hat.

Mein Urtheil über die Dingelstedtische Unternehmung aber, und die gesammte Reihe der historischen Stücke Shakespeares (mit Ausnahme des Königs Johann und Heinrichs des Achten) vorzuführen, fasse ich noch einmal in der Kürze dahin zusammen: Seine Bearbeitung der Stücke ist nicht ohne Bedenken; manches ist vielleicht ohne zureichende Gründe, manches zu frei geändert, und vor allen Dingen wird die entschiedene Forderung geltend zu machen sein, daß in den Text Shakespeares größere Stücke moderner Dichtung unter keinen Umständen eingerückt werden dürfen. Aber diese Ausstellungen können nicht abhalten, das Verdienst, welches sich Dingelstedt durch seine Bearbeitung dieser großartigen Dichtungen erworben hat, dankbar anzuerkennen. Manche dieser Stücke sind erst durch ihn der deutschen Bühne zugänglich geworden und die Gesamtaufführung, wie er sie zum ersten Male so glücklich ins Werk gesetzt hat, wird dem urtheilsfähigen Zuschauer gezeigt haben, welcher Schatz damit für unser Theater gehoben ist. Mögen denn alle Bühnenvorstände, deren Kreis durch äußere Verhältnisse nicht allzu eingengt ist, diese werthvolle Bereicherung ihres Repertoires mit Dank entgegennehmen. Dem Urheber aber dieser Bereicherung wünschen wir neben der wohlverdienten Anerkennung für das Geleistete Muth und Ausdauer für die Vollendung seiner schönen und schwierigen Arbeit.

August Henneberger.

Heute vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814.

3.

Meine zweite Gefangennahme.

Von Bar sur Aube wanderte ich mit meinen bösen Augen, von denen eines verbunden war, eine Strecke hinter den Truppen her, indem ich hoffte zu einem Wagen zu gelangen, und als mir das nicht glückte, erkundigte ich

mich, ob es nicht noch einen andern Weg als die große Straße nach Chaumont gäbe. „Un chemin de traverse“ hieß es, und man bezeichnete mir einen solchen nach Bourmont le Bourg, den ich denn auch mit meinen beiden Leuten einschlug und wohl zwei Stunden weit verfolgte. Der Weg war sehr einsam und führte mich in ein von ziemlich hohen Bergen eingeschlossenes Kesseltal. Als ich eine kleine Höhe ersteigen wollte, die von hier auf ein Plateau zu führen schien, hörte ich hinter mir auf eine Entfernung von etwa hundert Schritt rufen, und als ich mich umdrehte, erblickte ich einen Bauer in einer blauen Blouse auf einem ungesattelten Pferde und mit einer Doppelflinte bewaffnet, der mir noch einmal zurief: „Arretez bougre!“ Er war mir inzwischen auf zwanzig Schritt nahe gekommen und legte die Flinte an. Ich trat ihm entgegen, fragte, was er wolle, und fügte hinzu: „Tirez, s'il vous plait!“ Darauf sprang er vom Pferde, kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und sagte: „Ah, pardon, vous n'êtes pas de ces maudits Cosaques, qui nous pillent et maltraitent.“ Ich sagte ihm darauf, daß ich ein kranker Offizier sei, der nach Chaumont wolle, um einige Tage Ruhe und durch ärztliche Behandlung Genesung zu finden. Indem hörte ich hinter mir Trommelschlag, und es kam ein Trupp Bauern, es konnten wohl einige achtzig sein. Diesen trat mein Mann entgegen, führte mich zum Commandeur des Trupps und sagte: „Voilà un officier de l'armée des alliés qui est malade, je vous le recommande, c'est un brave homme!“ Der Commandeur nahm mich an seine Seite, examinirte mich und erklärte mir, daß sie, die Nationalgarde von Bourmont le Bourg, ausgezogen wären, um in einem nahen kleinen Dorfe, wo Kosaken plünderten, diese aufzuheben und an die Behörde zur Bestrafung abzuliefern, wobei er mir eine vom Fürsten Schwarzenberg unterzeichnete gedruckte Verfügung gab, die verordnete, daß alle Marodeurs aufgehoben und den Behörden, die genannt waren, ausgeliefert werden sollten. Der Mann zu Pferde, der uns angehalten, setzte er hinzu, sei von ihm zum Recognosciren vorausgeschickt; „denn wissen Sie,“ sagte er, „ich bin ein alter Soldat, ich habe gedient, und da ich Invalide bin, bin ich verabschiedet. Bleiben Sie,“ fuhr er fort, „an meiner Seite; niemand wird Ihnen etwas thun.“ Ich sagte ihm, ich habe keine Furcht; auch kannte ich die Loyauté der französischen Nation, die sich an einem Wehrlosen und Kranken nicht für die Unbill rächen würde, die vielleicht einige Marodeurs verübt hätten.

So kamen wir denn in dem Städtchen oder vielmehr Marktstücken an, wo die ganze Bevölkerung zusammengelaufen war, die ungeheuer jubelten, indem sie uns drei, die wir an der Spitze marschirten, für die eingefangenen Kosaken hielten. Alles drängte sich an mich heran; namentlich aber war ein infamer Perrückenmacher unausstehlich, so daß ich ihn ernstlich zurückweisen mußte. Da das nichts half, wandte ich mich an den Nationalgardencapitän und ersuchte

ihn, mich vor den Zudringlichkeiten dieses Menschen zu schützen. Das half denn, und der unangenehme Patron ging brummend ab.

Ich hatte mich nach dem besten Gasthose erkundigt, da ich wohl einsah, daß unter diesen Umständen nicht daran zu denken war, hier einen Wagen zu requiriren. Darum begab ich mich in ein als gut bezeichnetes Wirthshaus. Ich wurde freundlich aufgenommen; namentlich aber war die Frau vom Hause sehr zuvorkommend und meinte: „Mein Gott, so jung und noch dazu krank! Ich habe einen Sohn bei der Armee; ich weiß nicht, wo er ist. Ich werde für Sie sorgen und gleich zu einem Arzt schicken, der Ihnen etwas für Ihre Augen geben wird.“ Der Doctor kam wirklich und zwar noch eher, als das Frühstück, das ich für uns bestellt hatte, und verordnete goulardsches Wasser, das denn auch meine Schmerzen sehr milderte; an einen Weitermarsch war aber unter diesen Umständen nicht zu denken.

Mit einem Male entstand eine große Aufregung im Hause; als ich mich nach der Ursache erkundigte, sagte man mir, es käme eine ungeheure Masse Truppen anmarschirt, lauter Cavallerie, und die Wirthin bat mich, sie doch zu schützen. Ich gab ihr die Versicherung, daß es geschehen würde, wenn es nothwendig sein sollte, aber ich sei überzeugt, sie habe nichts zu fürchten. Es war die russische Gardecavallerie unter dem General Diebitsch, die durchmarschirte. Einige Offiziere kamen in das Wirthshaus, um sich zu restauriren; es waren meist Kurländer, mit denen ich sprechen konnte. Was sie sich geben ließen, bezahlten sie. Von ihnen erfuhr ich die retrograde Bewegung der Armee nach Chaumont, über die sie äußerst erbittert waren. Am andern Tage machte ich mich sehr früh auf den Weg, um Bourbonne les Bains zu erreichen, welches 4—5 Lieus weit war; es führte eine schöne Chaussee dahin. So marschirte ich denn, und zwar immer noch mit einem verbundenen Auge, tapfer drauf los. Ich mochte ungefähr zwei Lieues zurückgelegt haben, als ich fünf Cavalleristen von der russischen Garde einholte, die kranke, mehrentheils lahme Pferde hatten und darum gestern zurückgeblieben waren. Diesen, da sie nur langsam reiten konnten, schloß ich mich an. Nachdem wir einige Stunden Wegs zurückgelegt hatten, erreichten wir eine Höhe, von welcher aus wir das vor uns liegende Thal, sowie die große Straße weit übersehen konnten. Ich bemerkte zur Linken einen Haufen Bauern, wohl dreitausend Schritt weit, von denen mehre mit Flinten bewaffnet waren. Sie nahmen die Richtung gegen die Chaussee, auf der wir marschirten, in der Weise, daß sie ein gerade vor uns liegendes Dorf, dem wir zuschritten, früher erreichen mußten als wir und uns so abschneiden konnten. Mit diesem Haufen aufgeregter Bauern zusammenzutreffen, war gefährlich, und es kam darauf an, in dem Dorfe früher anzulangen als sie. Ich machte meine fünf Russen darauf aufmerksam, indem ich mich des wenigen Polnisch bediente, dessen ich mächtig war; sie verstanden mich und fingen an,

im raschen Schritt zu reiten, soweit dies ihre lahmen Pferde vermochten. Das genügte mir nicht, und so hieß ich sie traben; sie nahmen uns zwischen sich, und indem wir uns an den Steigbügel hielten, trabten wir munter mit. Dies wurde eine gute halbe Stunde lang fortgesetzt, und so gelang es uns das Dorf eher zu erreichen, als die Bauern, und hier hatte auch alle Noth ein Ende. In dem Dorfe befanden sich Kosaken mit Fuhrwerk und Pferden. Es war nur ein Unteroffizier dabei, an den ich mich mit der Frage wendete, ob er mir nicht ein Pferd verkaufen könnte? Er war gleich dazu bereit und zeigte mir einen abgetriebenen Rappen, der aber sonst gesund und ein junges Thier war und nur ermüdet schien. Leider konnte der Kosak mir keinen Sattel dazu geben, und als Zaum erhielt ich nur eine schlechte Trense. Ich bestieg meinen Rappen sogleich, war glücklich, mich ausruhen zu können, trieb das Pferd an, und siehe da, es ging, da es viel Temperament hatte, sogar Galopp. Um nach Bourbonne les Bains zu kommen, das nur noch zwei Lieues entfernt war, mußten wir einen Wald passiren; noch ehe wir ihn betraten, erreichten wir ein württembergisches Depot von kranken Pferden, etwa 150 Stück, das ebenfalls nach Bourbonne marschirte; es war ein Offizier dabei, den ich begrüßte und den ich fragte, ob er von dem Zusammenrotten der Bauern noch nichts bemerkt habe? Er sagte mir, daß es ihm allerdings so geschienen, daß er aber aus Erfahrung noch nicht sprechen könne; übrigens marschire er vorsichtig. Er habe zwar nur fünfzig Mann, und mancher habe vier bis fünf Pferde, weil er sich so einrichten müsse, um einige Leute zur Bedeckung übrig zu behalten.

Vor uns lag ein Wald, den wir passiren mußten; ich machte ihn darauf aufmerksam, und er schickte eine Patrouille von drei Husaren voraus. Diese kam nach etwa einer guten Viertelstunde zurück und meldete, sie habe nichts Verdächtiges bemerkt. Wir betraten nun den Wald, der ziemlich dicht war, so daß man nicht weit sehen konnte. Etwa eine Viertelstunde mochten wir marschirt sein, als plötzlich vorn ein Schuß fiel. „Sehen Sie wohl,“ sagte ich, „der Wald ist von Bauern besetzt.“ Er befahl nun Trab, aber kaum waren wir einige 30 Schritte getrabt, als mehre Schüsse krachten. Sofort setzten wir uns in Galopp, und nach einer guten Viertelstunde hatten wir den Wald durchritten. Als wir ins Freie kamen, wo alles ruhig und sicher war, fand es sich, daß ein Husar und zwei Pferde blessirt waren.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir denn Bourbonne les Bains, ein kleines Städtchen, wo ein österreichischer Rittmeister von den ungarischen Husaren Commandant war. Ich erhielt ein recht gutes Quartier, wo ich mich ausruhen und mein Auge pflegen konnte, welches durch das Tags vorher in Bourmont le Bourg erhaltene Medicament bedeutend besser geworden war, so daß ich es nicht mehr verbunden zu halten brauchte.

Der österreichische Rittmeister war ein sehr lieber Kamerad; er beurtheilte mein Pferd sehr günstig und schenkte mir, da er meine Verlegenheit sah, einen ungarischen Vock, einen Zaum und eine Decke, so daß ich nun ein leidliches Reitzeug hatte. Ich blieb zwei Tage da; dann beschloß ich den Versuch zu machen, wieder zur Armee zu kommen. Durch den Commandanten erhielt ich einen mit zwei tüchtigen Pferden bespannten Karren, worauf sich meine beiden Leute setzten; ich ritt, theils weil es sicherer war, theils um mein Pferd kennen zu lernen, das, in den letzten Tagen ordentlich gepflegt und gefüttert, sich nicht mehr ähnlich sah und das günstige Urtheil des Rittmeisters vollkommen rechtfertigte. Ich dirimirte mich auf Chalons sur Marne. Wir mochten etwa eine Meile zurückgelegt haben, als wir an ein ziemlich großes Dorf kamen, dessen Eingang wir kaum passirt hatten, als eine Menge Bauern, wohl 15—20 Mann zusammenliefen, die uns den Weg versperren wollten. Ich rief ihnen zu, uns durchzulassen. Sie aber gehorchten nicht nur nicht, sondern einer von ihnen trat vor und wollte mich examiniren. Ich befahl nochmals, Platz zu machen, und da sie unentschlossen zögerten, zog ich meinen Säbel und sprengte im Galopp mitten auf sie zu; sie fuhren auseinander, ich rief meinen Leuten zu, die Pferde anzutreiben, und so kamen wir hindurch. Nun ging es vorwärts, was die Pferde laufen konnten, womit nicht eher aufgehört wurde, als bis wir das Dorf weit hinter uns hatten. Da sah ich vor mir Artillerie marschiren; ich eilte, sie zu erreichen; es war ein Munitionstransport von etwa zwanzig Wagen unter der Führung eines Hauptmanns v. Ziegler und einer Bedeckung von etwa fünfundzwanzig Reitern von dem in Königsberg neu errichteten National-Husarenregiment. Ich meldete mich bei dem Hauptmann und bat ihn, mich ihm anschließen zu dürfen; er gestattete dies sehr gern, klagte, daß er keinen Offizier bei seiner schwachen Bedeckung habe, und fragte mich, ob ich bei ihm bleiben und das Commando über die Husaren übernehmen wolle? Daß ich dies mit Freuden annahm, kann man sich denken. Der Hauptmann ging auch nach Chalons, und ich war glücklich, nun nicht mehr allein zu sein, ein Commando zu haben und nicht mehr besorgen zu müssen, von den aufgestandenen Bauern todtgeschlagen zu werden.

So kamen wir denn nach Vitry, dort war ein Oberst v. Schwicho Commandant, damals Commandeur vom 11. Reserveregiment, jetzigem 2. oberschlesischen Nr. 23. Zu seiner Unterstützung befand sich bei ihm ein Hauptmann v. Busse, mit welchem ich schon 1806 bei einer Füsilierbrigade gestanden und die Belagerung von Danzig mitgemacht hatte; er hatte mir schon damals viele Beweise seines Wohlwollens gegeben und fügte hier noch einen neuen hinzu, indem er mich dem Commandanten vorstellte und mich als einen zuverlässigen jungen Offizier empfahl. Der Oberst fragte mich, ob ich nicht, da es ihm an Offizieren fehle, in Vitry bleiben wolle? Ich erwiderte, daß ich das mit Freuden thun

wolle, er solle es mir nur befehlen; denn da ich die Absicht habe, je eher desto lieber zur Armee und zu meinem Bataillon zu kommen, könne von einer Willfür, dieses zu verspäten, nicht die Rede sein. Der Oberst gab mir Recht, meinte, befehlen könne er es mir nicht, was ich damals nicht verstand, obgleich es mir etwas eigenthümlich vorkam; heute begreife ich die Schwierigkeit des Commandanten nicht. Ich blieb also bei meinem Hauptmann v. Ziegler und marschirte andern Tages mit der Munitionscolonne nach Chalons, wo wir des Mittags ankamen. Das war am 4. März. Der Commandant, ein Oberst v. P., bei dem wir uns meldeten, fragte mich, ob ich mir wohl getraue, zwischen Chalons und Rheims, wo der russische General St. Priest stehe, einen Posten mit meinen Husaren zu besetzen, um zwischen ihm und Rheims durch Patrouillen die Verbindung zu unterhalten. Ich erklärte mich dazu bereit, versichernd, ich würde schon aufmerksam sein und meine Pflicht thun. Er entließ uns und befahl mir, des andern Morgens um acht Uhr zu ihm zu kommen, die näheren Instructionen zu empfangen. Des andern Morgens stand ich sehr früh auf, um mich ja recht pünktlich zum Commandanten begeben zu können; da bemerkte ich in den Straßen der Stadt eine auffallende Aufregung und erfuhr, daß in dieser Nacht Rheims überfallen und von Franzosen genommen worden sei. Daß es mit meinem Auftrage, einen Verbindungsposten zwischen Chalons und Rheims zu übernehmen, nun nichts sein würde, verstand sich von selbst. Dennoch begab ich mich zum Commandanten, welcher den Ueberfall von Rheims bestätigte. Auf meine Frage: wohin ich mich nun wenden solle, trug er mir das Commando einer Marschcompagnie bei einem aus Reconvalescenten errichteten Bataillon an, welches unter dem Befehl eines Hauptmanns du R... stand, und bei welchem noch eine Compagnie ohne Führer war. Diese Marschbataillone entstehen, indem die aus dem Lazareth als genesen entlassenen Unteroffiziere und Soldaten gesammelt und einer vorwärts marschirenden siegreichen Armee nachgesendet werden, nachdem sie, wenn einige hundert Mann zusammen sind, in Bataillone resp. Compagnien formirt und Offizieren, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, untergeordnet worden. Wenn diese Bataillone das Armee-corps, zu dem sie gehören, erreicht haben, werden sie aufgelöst und die Mannschaften ihren Truppentheilen zugesickt. Das Bataillon, welchem ich hier zugetheilt wurde, war ungefähr 350 Mann stark und hatte etwa sechs Offiziere, den Commandeur, einen Adjutanten und vier Lieutenants, von denen jeder eine Compagnie führte. Da die Erreichung der Armee durch den Ueberfall von Rheims unthunlich geworden war, so mußte alles zurückgehen, ebenso ein Pulvertransport unter einem Artilleriecapitain v. C...., welchem das Bataillon als Bedeckung dienen sollte. Andern Tages war ich früh auf den Markt befohlen, wo das Bataillon sich sammeln und mir die Compagnie übergeben werden sollte. Als ich auf dem Platz ankam, waren die Leute schon zusammen,

ich meldete mich beim Commandeur, erhielt die mir bestimmte Compagnie zur Führung, und der Marsch wurde alsbald in der Direction von Nancy angetreten. Den ersten Tag ging es bis Bitry, wo wir gegen Abend anlangten, und wo ich bald nach unserm Eintreffen mit einigen der neuen Kameraden in einem Kaffeehaus zusammenkam. Es wurde gespielt, ich war vom Glück begünstigt, und in kurzer Zeit hatte ich einige sechzig Fünffrankenstücke in der Tasche, mit denen ich gegen Mitternacht vergnügt in mein Quartier ging, um des andern Tages früh zum Weitermarsch nach St. Dizier gerüstet zu sein, wo wir denn auch am 6. März bei guter Zeit — es war noch nicht Mittag — ankamen, und wo ich recht freundliche Wirthsleute fand, die mich beim Abschied für den Fall der Rückkehr hierher einluden, wieder bei ihnen Quartier zu nehmen.

Als wir abmarschirten, fiel uns auf, daß der Pulvertransport nicht mit ging; es hieß, der Hauptmann von der Artillerie sei ohne Bedeckung allein vorangezogen, und ich hörte vom Adjutanten, die beiden Hauptleute hätten eine Differenz mit einander gehabt. Wir marschirten nur eine kurze Etappe von zwei Meilen, vier Lieues, den andern Tag hatten wir Ruhetag, dann wurde der Weg nach Nancy fortgesetzt. Wir Offiziere lagen alle zusammen bei einem Gutsbesitzer im Quartier, der mit großer Freundlichkeit uns aufnahm und uns nicht oft und lebhaft genug seine Zufriedenheit ausdrücken konnte, daß es Napoleon schlecht ginge; sie sehnten sich alle nach ihrem alten Königthum zurück und hätten diese ewigen Kriege satt. Man gab natürlich nicht viel auf solche Versicherungen; denn nun der Feind im Lande war, wollten sie alle gute Royalisten sein.

Als wir am andern Morgen gemüthlich beim Frühstück saßen, sprachen wir darüber, wie unerfreulich es sei, nach Nancy und vielleicht noch weiter zu müssen; es sei gewiß nicht nöthig, denn es stände, das merkte doch jeder, mit den Franzosen nicht gut. Es wäre nützlich, Erkundigungen einzuziehen, vielleicht sei es jetzt schon möglich, zur Armee zu stoßen. Da wir ein formirtes Bataillon von nahe an 400 Mann seien, so hätten wir schwerlich etwas von den aufgestandenen Bauern zu fürchten, da diese sich nur an kleine Trupps und einzelne Leute machten. Dem Hauptmann, unserm Commandeur, schienen diese Gründe einzuleuchten, und es fragte sich nur, wie und wo sichere Nachrichten zu erhalten seien? Es mußte einer von uns nach St. Dizier zurückgeschickt werden und sich beim Commandanten erkundigen. Nach manchen Hin- und Herreden fragte mich der Capitän, ob ich es übernehmen wolle? Ich war gleich dazu bereit, ließ mein Pferd satteln und ritt die vier Lieues, so rasch ich konnte, nach St. Dizier zum Commandanten, dessen Quartier ich bald erfragte; er wohnte, wenn ich nicht irre, auf dem Marktplatz. Die Stadt war ganz ruhig wie im tiefsten Frieden, auch hatte ich unterwegs nicht das mindeste Besorg-

niß Erregende bemerkt. Ich traf den gedachten Herrn in der Hausflur im Begriff auszugehen, meldete mich und sagte ihm meinen Auftrag. Er erwiderte: „Gestern war die Schlacht von Laon, wir haben gesiegt, der Weg zur Armee ist frei, sagen Sie Ihrem Commandeur, er könne recht gut jetzt umkehren.“ Der Commandant war ein Lieutenant von der Landwehr, aber viel älter als ich, seinen Namen weiß ich nicht. Als ich dem Hauptmann die Meldung machte, die so günstig lautete, wurde beschlossen, noch den andern Tag abzuwarten und dann erst den Rückmarsch zur Armee anzutreten. Die Fouriere wurden an diesem andern Tage abgeschickt, um Quartier zu machen. Wir rückten etwa den 11. März nach St. Dizier ab, kamen dort gegen die Mittagsstunde an, und die Leute wurden einquartiert. Als ich mit dem Einquartieren der Compagnie fertig war, ging ich erst nach dem Stall, wo mein Pferd stand, um zu sehen, wie es untergebracht war. Es stand noch ein anderes von einem Kameraden darin, die Burschen sollten nach Fourage gehen, weshalb ich die Stall Schlüssel mitnahm. Mein Quartier war in einem Eckhaus am Markte, bei einem Apotheker. In das mir angewiesene Zimmer getreten, welches die Aussicht auf den Markt hatte, legte ich meinen Säbel ab, meinen Geldbeutel auf den Tisch, machte mirs bequem und bestellte mir, als das Mädchen vom Wirth eintrat und nach meinen Befehlen fragte, etwas Wein mit Wasser. Dann trat ich ans Fenster, fuhr aber wie von einer Tarantel gestochen zurück. Wir waren überfallen! Feindliche Chasseurs tummelten sich auf dem Markte und jagten sich mit einzelnen von unsern Leuten herum. Der Gedanke, ungesehen den Stall zu erreichen, der in einem Nebengäßchen war, kam mir ausführbar vor, jedenfalls wollte ich es versuchen; denn mein Pferd war noch nicht abgefattelt, und hatte ich dieses, so konnte ich mich retten. Ich nehme nur meine Pfeife, lasse Säbel und Börse liegen, laufe hinunter und will eben in das Gäßchen einbiegen, als ein Chasseur mich gewahr wird und Jagd auf mich macht. In meiner Verlegenheit erblicke ich meinem Quartier gegenüber ein junges gut gekleidetes Mädchen in einer offenen Hausthür stehen, die mit großem Interesse dem Treiben auf der Gasse zusieht, und ehe der Chasseur mich erreicht, bin ich mit drei mächtigen Sätzen die Stufen hinaufgesprungen, die zu der Hausthür führen, habe das Mädchen in das Haus zurückgedrängt und die Thür zugeschlagen und verriegelt.

Das junge Mädchen war ganz versteinert und zuerst keines Wortes mächtig. So sehen wir einige Augenblicke einander an. Dann sammle ich mich und frage, wem das Haus gehört. „Dem Pfarrer,“ erwidert sie. — „Kann ich ihn nicht sprechen?“ — „Er ist unwohl und liegt im Bette.“ — „Ist er so krank, daß er niemand sprechen kann?“ — „O nein, aber“ — „Mademoiselle, seien Sie nicht bange, ich werde Ihnen nichts thun; ich bin verloren, das sehe ich wohl; aber ich wollte mich nicht auf der Straße gefangen nehmen und

mißhandeln lassen, darum habe ich Sie so erschreckt, und nun bitte ich Sie inständig, führen Sie mich zu dem Herrn Pfarrer.“ — „Kommen Sie.“

Sie führte mich ins Hinterhaus eine Treppe hoch, wo ich den Pfarrer, einen würdigen Mann von einigen funfzig Jahren, im Bette fand. Ich entschuldigte mein Eindringen in seine friedliche Wohnung mit meiner Bedrängniß, sagte ihm, daß ich ihm nicht zumuthen wolle, mich, einen Feind seines Vaterlandes, auf die Dauer zu verbergen, ich bäte, dies nur so lange zu thun, bis der Abend käme. Er möchte schon jetzt dem Maire wissen lassen, daß ein feindlicher Offizier sich zu ihm geflüchtet, aber gebeten habe, des Abends durch einen französischen Offizier abgeholt zu werden. „So,“ fügte ich hinzu, „begehen Sie keinen Verrath an Ihrem Vaterlande.“

Er hatte mich ohne Unterbrechung angehört, dann sagte er: „Unter der von Ihnen freimüthig ausgesprochenen Bedingung will ich Sie hier behalten und vor den gefürchteten Mißhandlungen schützen.“ Es wurde heftig an die Hausthüre gepocht. „Geh hinunter,“ sagte er, sich an das Mädchen wendend, „und sieh, wer da ist. Laß aber niemand ein und antworte, wenn sie den Offizier suchen, er sei hinten in den Garten hinausgestürmt. Zeige ihnen allenfalls die Gelegenheit, aber vorher — denn die Lärmer können warten — führe den Herrn hinauf zu der alten Madelaine.“ Zu mir gekehrt setzte er hinzu: „Das ist eine alte neunzigjährige Person, die das Gnadenbrod erhält, da sie nicht mehr arbeiten kann.“ Das Mädchen führte mich noch zwei Treppen höher in eine Art Mansarde, wo ein vom Alter gebeugtes Mütterchen saß und spann. Die Alte schien gar nicht erstaunt über diesen Besuch. Nachdem meine Führerin ihr mit ein paar Worten das Verhältniß mitgetheilt, lief jene hinunter und öffnete die Hausthür, was ich deutlich hören konnte. Ich ging nun geraume Zeit stumm und verzweiflungsvoll in der Stube auf und ab. Endlich kam das Mädchen wieder und fragte mich im Auftrage des Pfarrers, ob ich vielleicht etwas genießen wolle? Ich bat darum, da ich noch nicht zu Mittag gegessen, fügte aber hinzu, daß ich es nicht bezahlen könne, weil ich meine Börse in meinem Quartier liegen lassen. Sie brachte mir bald darauf eine sehr schöne Omelette und eine Flasche Wein. Als sie das Geschirr wieder holte, bemerkte sie, als ich die Pfeife im Munde in dem Stübchen hin und her ging: „Die Pfeife brennt ja nicht. Sie haben wohl keinen Tabak?“ Auf mein Verneinen sagte sie, sie wolle mir welchen bringen, und alsbald kam sie mit einem halben Pfunde Tabak bester Qualität zurück. Diese große Freundlichkeit machte den Wunsch in mir rege, ihr einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben. Ich fragte sie, was sie eigentlich hier im Hause sei; sie erwiderte, sie sei die Nichte des Pfarrers und pflege ihn jetzt, da er kränk sei. Hierauf äußerte ich, daß ich sowohl von dem Edelmuth des Pfarrers als von ihrer Freundlichkeit innig gerührt sei und gar zu gern ihr ein Zeichen meiner Dankbarkeit zurück-

lassen möchte, ich hätte aber nichts als meinen Siegelring mit meinen Familienwappen; ich bäte sie ihn anzunehmen. Sie lehnte dies ab, indem sie bemerkte, ich würde seiner wohl noch bedürfen, und es widerstrebe ihrem Gefühl, sich die kleinen Dienste, welche sie mir habe leisten können, bezahlen zu lassen. Sie hatte Recht und ich bestand weiter nicht darauf.

Nun fragte ich sie, ob sie aus der Stadt sei? „Ich bin die Tochter des Apothekers hier gegenüber“, erwiderte sie, „meine Mutter ist die Schwester des Pfarrers.“ — „Mein Gott!“ rief ich aus, „das ist ja mein Wirth, ich bin dort einquartiert.“ Ich erzählte ihr nun, daß ich meine Börse und meinen Tabaksbeutel in dem mir angewiesenen Zimmer auf dem Tische habe liegen lassen und bat, ob sie nicht nachsehen wolle. Sie ging, kam aber alsbald mit der Nachricht zurück, daß Chasseurs in das Haus gedrungen seien, nach mir gesucht und alles mitgenommen hätten, was sie in der Stube gefunden, meinen Säbel und jedenfalls auch meine Börse so wie meinen Tabaksbeutel; in ersterer waren fünfzehn Napoleonsdor und etwa ein Duzend Fünffrankenstücke. Ich fragte sie, ob ich ihren Vater nicht sprechen könne? Sie war gleich bereit ihn zu holen. Der Mann kam auch bald; ich begrüßte ihn als meinen Wirth, beklagte mein Mißgeschick, gefangen zu sein, rühmte die Gastfreundschaft und den augenblicklichen Schutz, den ich in diesem frommen Hause gefunden, und fügte hinzu, daß ich gar zu gern auf irgend eine Weise meine Dankbarkeit bekunden wolle und auch ein Mittel dazu zu besitzen glaube. Ich erzählte ihm nun, daß meine Pferde in seiner Nachbarschaft ständen, daß ich die Schlüssel zu dem Stalle bei mir habe, und bat ihn dann, die beiden Pferde anzunehmen, indem es mir lieber sei, er benutze sie, als daß sie Dienste in der französischen Armee leisteten. Und was antwortete mir der brave Mann? Ich werde es nie vergessen. „Mein Herr,“ erwiderte er, „ich bin nicht schlecht genug, um aus Ihrem Unglück Nutzen zu ziehen. Ich werde Ihre Pferde bewahren; aber sie müssen arbeiten und ihr Futter verdienen, sind Sie das zufrieden? (Natürlich war ich es.) Ich habe ein Vorwerk, dahin werde ich sie thun, und wenn Sie mal wiederkommen sollten, sei es bald oder in sechs Monaten, so werden Sie Ihre Pferde zurückerhalten.“

Der Ausgang der Campagne 1814 ist bekannt. In Paris traf ich nach ohngefähr vier Wochen einen Kameraden, dessen Namen ich leider vergessen, er war von der Landwehr und marschirte nach Hause; ihm erzählte ich die Geschichte und bat ihn, wenn er nach St. Dizier käme, dort zu meinem Apotheker zu gehen und sich die Pferde verabsolgen zu lassen, zu welchem Zweck ich ihm einen Zettel mitgab. Der brave Mann hat sie ihm richtig gegeben und sich nur zehn Franken Fußbeslag vergütigen lassen. Denn für das Futter berechnete er nichts, das, meinte er, hätten sie bei ihm verdient. Ob wohl ein Deutscher eines größern Edelmuthes gegen einen Feind seines Vaterlandes fähig ist?